



## Vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn

Predigt am 24. Sonntag im Jahreskreis C zu Lukas 15,1-32 im Ashram Jesu

Ich möchte drei Bemerkungen zu diesem Text machen, der so berühmt ist über die Grenzen der Kirche und des Christentums hinaus, weil er tiefe Ängste und Hoffnungen im Menschen anrührt.

Die **erste** betrifft das Geschenk. Der ältere Sohn sagt es ja eigentlich ganz bitter: „Mir hast du noch nie etwas geschenkt, nicht einmal einen Ziegenbock. Und dann kommt der, der alles durchgebracht hat, und der bekommt den Ring an den Finger, Schuhe an die Füße, das beste Gewand, das Mastkalb (das eben für den besonderen Anlass gemästet wird, damit man dann ordentlich Fleisch hat), der bekommt geschenkt, und ich bekomme nichts.“ Und ich empfinde, dass er das mit einer richtigen Bitterkeit sagt: „So viele Jahre schon diene ich dir. Und ich war immer brav und habe nie gegen deinen Willen gehandelt!“ – und geht nach seinem Empfinden dennoch leer aus. Er hat doch alles getan, um sich die Gunst des Vaters zu erwerben! Was antwortet der Vater darauf?: „Mein Kind“, – das kann man liebevoll und zugewandt hören. Aber in dieser Situation, wo der Ältere sich nicht ernstgenommen und gewürdigt fühlt, ist das vielleicht doch eher Wasser auf seine Mühle: er ist halt der Kleine, der begünstigt wird, so von oben auf den Kopf getätschelt, der nützliche Depp: „Du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist dein.“ Alles ist dir geschenkt, heißt das, es geht nicht um Ziegenböcke und Mastkälber, sondern um Kindschaft oder Sohnschaft. Alles gehört dir. Aber das hat der Ältere anscheinend nie nehmen können oder nie empfunden. In seinem Empfinden ist er Knecht, nicht Kind, nicht Sohn: er arbeitet brav und bekommt Lohn dafür. Damit ist der Handel fertig. Aber der Knecht bekommt in der Regel kein Geschenk. Lohn steht dem Knecht zu. Darauf hat er ein Recht. Dafür arbeitet er.

Das Geschenk schlägt im Leben ein völlig anderes Kapitel auf. Es ist etwas, worauf wir kein Recht haben, das schuldet uns niemand. Aber was das Leben im Grunde erfüllend oder wirklich lebenswert macht, ist nicht der Lohn – den braucht man, um überleben zu können –, sondern das Geschenk. *Erst recht gilt das für Kindschaft oder Sohnschaft. Durch nichts kann man die erwerben, durch keine Leistung, durch keine Tat. Sie ist die absolute Gabe, Annahme, Aufnahme ins Privateste.*

Dann der **zweite** Punkt: Wie kommt der Jüngere zu seinem Geschenk der neu gegebenen Sohnschaft? Der Text liefert die folgenden Begründungen: Der Knecht sagt: „Weil er heil und gesund wiedergekommen ist.“ Das gibt es ja, wenn jemand eine größere Reise antritt, dann denkt man: „Hoffentlich kommt er heil und gesund zurück!“ Und dann geschieht es und man freut sich und feiert.

Aber mir scheint, dass es in diesem Text noch um mehr geht. Im Mund des Vaters lautet die Begründung für das Geschenk: „Er war verloren und ist wiedergefunden worden, er war tot und lebt wieder.“ Er war tot. Und vielleicht war er auch gar nicht heil und nicht gesund, als er weggegangen war. Das Gesetz hat zwar durchaus vorgesehen, dass ein Sohn sein Erbe teilt. Aber gewünscht hat es das nicht. Gewünscht war, dass die Geschwister zusammen lebten, sich dabei gegenseitig unterstützten und das Erbe gemeinsam bewirtschafteten. Der jüngere Sohn wird sein Verhalten dann ja auch als Sünde erkennen.

Ich glaube, was ‚heil und gesund‘ bzw. ‚tot‘ hier meint, ist, dass der jüngere Sohn eine Fantasie vom Leben und der Welt in seinem Herzen und seinen Gliedern hatte als er auszog, ein Lebensskript (nach Berne), das nicht heil und nicht gesund ist, und das ihn de facto an den Rand des Todes führt. „Heil und gesund“ bzw. „lebendig“ wird er, als folgendes geschieht:



„Da ging er in sich und sagte: Die Tagelöhner meines Vaters haben zu essen, während ich hier umkomme vor Hunger. Ich will umkehren.“

Das ist nach meinem Empfinden wirklich der entscheidende Akt im Leben, dieses In-Sich-Gehen-Können und In-Kontakt-Kommen mit sich. Das ist wie das Erwachen zur eigenen Wahrheit. Und was da gesagt wird, ist überhaupt nichts Frommes. Es ist einfach die Realität: „Zu Hause haben sie zu essen, ich habe hier nichts zu essen. So weit habe ich es gebracht mit meinem Leben.“ Es geht um Zulassen und Anerkennen der eigenen Wahrheit, sie zu sehen und sie anzunehmen. Da findet so etwas wie eine Begegnung statt.

Das ist ein Akt, der dem jüngeren Sohn mit Sicherheit nicht leicht fällt. Er muss nämlich ganz nach unten kommen. Er muss sein Vermögen durchgebracht haben, so dass er nichts mehr vermag, nichts mehr Zielführendes tun kann. Er muss ganz am Boden sein, um auf den Boden kommen zu können. Und wie es im Leben wirklich ist: Als er schon verarmt ist, kommt noch eins drauf: Hungersnot. Und dann muss er, der Jude, zum Schweinehüten – völlig unrein. Das ist die letzte Demütigung. Und dann sieht er: Die Schweine, die stehen da und fressen – und kauen – und fressen, und er hat nichts. Selbst die Schweine fressen! Er ist am Verhungern. So tief muss er sinken, damit er fähig wird zu diesem In-Sich-Gehen und zum Selbstkontakt. Das ist der entscheidende Punkt.

Und warum muss er so tief sinken? Um sich sein Scheitern eingestehen zu können: So geht das Leben eben nicht, wie er das versucht hatte. Es geht eben nicht. Das ist so. Da braucht man überhaupt nicht zu fragen, warum. Er hat sich getäuscht über das Leben, über sich selbst!. Das Leben ist anders, als er gemeint hat mit seinem Programm. Er ist einer Illusion aufgesessen.

Sich das Scheitern des falschen Lebenskonzepts einzugestehen, zu merken, dass man mit dem, was man über das Leben denkt, schief gewickelt ist, und schließlich an den Punkt zu kommen, wo das offenbar wird, das ist ein harter Weg nach unten. Aber dieser Selbstkontakt ist der Beginn des wahren Lebens, dieses Erwachen zu sich selbst, dieses Erwachen zu dem Menschen, der ich wirklich bin. Dies kennzeichnet den Beginn von Leben und Heilwerden. Von Martin Buber stammt dieses schöne Wort, dass alles wirkliche Leben Begegnung ist.

Und an dieser Stelle sehen wir auch, dass diese Begegnung dreifaltig ist: Das eine ist: der jüngere Sohn kommt in Kontakt mit sich. Er merkt, wie es um ihn selbst bestellt ist. Das zweite ist: das führt ihn unmittelbar in den Kontakt mit dem Vater, weil er fähig ist zu sagen: „Vater vergib mir, ich habe gesündigt gegen dich. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein.“ Darüber wird der gebrochene Kontakt, die verletzte Beziehung wieder hergestellt. Und die dritte Dimension ist die Gottesbegegnung. Es fällt nämlich auf, dass der Vater sagt: „Mein Sohn war tot und lebt wieder, er war verloren und ist wiedergefunden worden.“ Er ist wiedergefunden worden – aber von wem denn? Der Vater hat ihn ja nicht gefunden, als er dasaß bei den Schweinen. Gott hat ihn gefunden.... Das ist die dritte Dimension. Wenn dieser Kontakt sich ereignet, dann ist das zugleich auch ein Kontakt mit Gott. Aber auch da sieht man, wie der Satz aus dem Alten Testament sich bewahrheitet: „Man kann Gott nicht sehen, ohne zu sterben.“ Der jüngere Sohn ist ja an den Rand seiner Existenz gekommen, und sterben muss sein falsches Lebensprogramm, seine Illusionen. Wer darum glaubt, er hat Gott und ist nicht gestorben, der hat vielleicht irgendetwas, aber Gott hat er nicht.

Ich möchte noch einen **dritten** Punkt anschließen. Ein wenig provozierend könnte man nämlich sagen: Gott wünscht sich so sehr die Begegnung mit dem Menschen, er wünscht sich so sehr, dass er sich dem Menschen mitteilen und ihm seine Gnade und Liebe zuwenden kann, dass er alles dafür tut, damit der Mensch verloren geht – und dann auferweckt werden kann. So wars beim verlorenen Sohn. So ist es auch in der Geschichte vom Schaf, das verloren geht. Wie geht ein Schaf verloren? Irgendwie dadurch – es ist ja ein Herdentier – dass das, was den anderen schmeckt, ihm nicht mehr so schmeckt. Und die Gesellschaft der anderen fängt langsam an, unangenehm zu werden. Was sie so reden, na ja, so toll ist das ja nicht. Und wie sie so riechen, da hält man vielleicht lieber ein bisschen mehr Abstand. „Und ist nicht da drüben das Futter irgendwie ansprechender? Ich gehe mal da hin, fresse da ein bisschen.“ Irgendwie verändert sich der Geschmack oder man kommt darauf, dass man ei-



nen anderen Geschmack hat. Und so fängt man an, ein wenig randständig zu werden. Man ist schon noch bei der Herde, aber der Hund des Schäfers muss sich schon immer mehr Mühe geben, um einen noch immer wieder zur Herde zurück zu bringen. Und irgendwann ist es so weit, dass man denkt: „Was soll ich mich von dem blöden Hund da noch antreiben lassen, um mit denen mitzukommen? Wozu denn? Ich habe ja nichts davon. Es schmeckt mir nicht, es riecht nicht gut. Ich habe nichts von dieser Gesellschaft und von dem, was die machen. Lass es sein!“ Und dann geht man verloren.

So ähnlich muss es dem jüngeren Sohn auch gegangen sein. Er hat ja irgendwie alles gehabt zu Hause, genau wie der ältere Sohn: „Mein Sohn, alles, was mein ist, ist dein.“ Aber es schmeckte nicht. Er hat nichts davon gehabt. Er hat es nicht nehmen können. Er hat den Geschmack daran verloren, in der Familie zu leben und ist seinem Inneren gefolgt. Das, glaube ich, ist der entscheidende Schritt.

Der ältere Sohn bleibt immer draußen. „Ich habe gemacht, was du sagst.“ Er verlässt die Eltern, den Vater nicht und findet auch nicht zu sich. Der jüngere muss irgendwann gemerkt haben: „Es schmeckt nicht mehr, ich will etwas anderes, ich will es mal krachen lassen in meinem Leben, mal so richtig fressen und saufen und Sex haben und pfeif auf ‚Papa‘ und ‚mein Kind‘. Der kann mich mal, der Alte.“ Also irgendetwas in der Richtung muss gewesen sein. So geht man verloren. Und das ist, scheint, der Beginn, um wiedergefunden zu werden.

Es kommt noch eines dazu. Man muss nämlich lernen, bitterst lernen, dass man gerade dann, wenn man endlich seiner Spur, seinem Programm unbehindert folgen kann, sein Ego verwirklichen kann, tun und lassen, was einem gefällt, sich also auf der Straße zum Glück und zum Leben wähnt, dass genau dies die richtige Methode zum Verlorengehen ist. So schafft man es, sich zu verirren! Und dieses In-die-Irre-Gehen des Schafes ist mit Todesangst verbunden. Ein Schaf ist schutzlos außerhalb der Herde. Es ist nicht schnell genug, es ist nicht stark genug, es ist nichts. Jedes Vieh kann es umbringen. Das bedeutet ein Leben in Todesangst. Und das ist die Voraussetzung – so scheint es – dafür, dass der Mensch endlich aufhört zu meinen, er wisse, wie das Leben geht, er könne nach dem Seinen leben, nach seiner Façon! Oh, das tut weh, wenn man merkt, dass man sich komplett verirrt hat, hilflos ist und keinen Schimmer hat, wie man da wieder herauskommen kann.

Wenn nichts mehr geht, wenn ich nur noch dasitze im Scheitern und bibbere um das bisschen Leben, das noch geblieben ist, ist das der Punkt, an dem ich reif werde für die Gnade Gottes. Sonst könnte der jüngere Sohn nicht sagen: „Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen. Ich habe nichts mehr. Ich bin auf dem Boden angekommen.“ Dann bin ich reif, dann bin ich fähig, die Liebe zu nehmen, die Gott mir schenken will. Er will das immer, aber wir können sie nicht nehmen. Nicht Er, wir sind das Problem! Wir lassen nichts an uns heran, wir lassen uns nichts sagen, wir hören nicht!

Was dann passiert in diesen Geschichten, ist abenteuerlich. Das Schaf kommt ja nicht etwa zur Herde zurück, wo man sagt: „Ha, jetzt haben wir!“ Nein, das Schaf wird erst einmal auf die Schulter gehoben: erhöht! Und dann wird es zum Mittelpunkt eines Festes! Und zwar nicht eines Festes von Schafen, sondern von Menschen! Es transzendiert also sein Schaf-Sein in eine völlig andere Dimension hinein! Und so ähnlich wird der jüngere Sohn herausgeputzt mit Ring und bestem Gewand, er wird wahrhaft zum Sohn. Erhöhung, Würde, ewiges Leben: das sind die Folgen dieses Erwachen-Könnens zu sich selbst, dieses Auferwecktwerdens.

Darum heißt es ja auch bei den eschatologischen Reden im Evangelium: „Wenn in eurem Leben die Sonne vom Himmel fällt oder sich verfinstert und die Sterne vom Himmel fallen und die Erde bebzt und nichts mehr aufeinander steht, wenn all das geschieht: Freut euch, erhebt eurer Haupt, richtet euch auf, denn eure Erlösung ist nahe!“

Amen.